

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 24.

Samstag, 29. Januar.

1916.

(8. Fortsetzung.)

Die Halliggräfin.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Albert Petersen.

„So, das ziehen Sie über Ihr Schuhwerk, Kommtel, und dann kann's losgehen. Kommt“, wandte er sich an Meggers, „wir gehen schon voran.“

Die Männer verließen den Raum und schritten langsam die Warft hinab.

Das Vorland war sumptig naß, die Stiefel der Männer sanken tief in die klebrig zähe Kleie des schweren Bodens.

Jetzt kam auch die Gräfin schwerfällig in den plumpen Holzschuhen die Warft hinunter. Der Wind fuhr noch ungestüm durch ihr seidiges Haar, aber die graue Wolfenschicht riß auseinander, und ein matter, zaghafter Sonnenstrahl belebte endlich wieder die düsteren Watten. Und die Schafe wagten sich wieder von der Warft herab und humpelten in ungeschickten Sprüngen zum Vorland hin, daß von den nassen Wiesen das Wasser aufspritzte. Die Möwen, die während des Sturmes rußlos und angstvoll kreischend umhergeflattert waren, schwebten wieder mit regelmäßigem Flügelsschlag über den Watten, die roten Stelzenbeine und das schwarzweiße Gefieder der würdigen Austerfischer sah man wieder draußen auf dem glatten Schlick.

Die Männer hielten an und warteten auf die Gräfin, die sich mühsam auf dem klebrigen Boden näherte. Aber sie schien bester Laune und rief schon von weitem: „So, Herr Harring, nun erklären Sie mir mal, wie Sie sich die Befestigung und Sicherung der Hallig denken.“

Er meinte erst ablehnend, es habe ja keinen Zweck, darüber zu reden, dann aber begann er doch zu erklären. Da, wo die Schlickungen sich weiter in die See erstreckten, mühten Pfahlreihen gerammt, mit Draht und Buschwerk dichte Schutzzäune errichtet werden. Hier, wo die Wogen besonders stark gegen das Vorland rannten und im Boden wühlten, ließe sich aus Zement ein Wellenbrecher bauen. Drüben, wo das Gras schon so hoch stehe, würde es sich lohnen, eine Art Sommerdeich anzulegen. Und je länger Momme sprach, desto eifriger wurde er, Meggers warf dann und wann ein beistimmendes Wort ein, und Karola von Adlersfelde dachte: „Wie lebhaft dieser schweigsame Frieze doch werden kann, wenn er ein Thema behandelt, das ihn interessiert. Es wäre doch eigentlich Jammer schade, wenn er seinen Plan nicht verwirklichen könnte.“

Während Mommes Auseinandersetzungen waren sie am Rande des Vorlandes entlanggegangen und kamen jetzt nach der Seite, welche dem Festland am nächsten lag.

Die Gräfin blieb entzückt stehen. Bei der Ankunft nach der aufregenden Fahrt hatte sie nicht bemerkt, daß die Strandnelken und -astern in voller Blüte standen. Jetzt sah sie die weiten Flächen in ihrer leucht-rotenen Pracht. Und die Nisse im grauen Wollentuch wurden immer größer, die Feten des Himmelsblaus wuchsen, und goldig warm lachte wieder der Sommer Sonnenschein auf Watten und Nüste herab. Die Seeschwalben flatterten eifrig hin und wieder, und eine Lerche stieg jubelnd über der Hallig auf.

„Wie seltsam schön ist es eigentlich“, sagte Karola von Adlersfelde-Falkenhain leise, mehr im Selbstgespräch als zu den anderen. Und die beiden Friesen standen stumm dabei, blickten mit ernstfreundigen Augen zu ihrer Heimatküste hinüber. In allen dreien war plötzlich eine feierlich andächtige Stimmung, und sie wurden sich doch nicht klar, warum.

Die Gräfin ging zuerst weiter. Aber sie forderte Momme Harring nicht auf, in seinem Gespräch fortzufahren, und er schwieg.

So kamen sie bis zu jenem Einschnitt, wo das Boot lag, und die Gräfin fragte: „Wann werden wir zurückfahren?“

Da lachte Meggers: „Bei diesem Westwind werden wir wohl schon in einer Stunde fahren können, sonst mühten wir noch länger aufs steigende Wasser warten. — So langweilig Ihnen das auch wäre.“

Sie widersprach. Und da sie fühlte, daß Momme Harring sie forschend ansah, fügte sie hinzu: „Ich habe seit langer, langer Zeit keinen so fesselnden Tag erlebt wie heute.“

Aber als sie in seinem Gesicht eine Wirkung ihrer Worte lesen wollte, waren seine Züge unbewegt, unverändert. Momme dachte: „Wieder solch hingeworfener Schnack, auf den man nichts geben kann.“

Meggers führte seine Gäste noch durch die Räume des Hauses, in denen sich Teile von angeschwemmtem Strandgut befanden, darunter ein holzgeschnitztes Uhrgehäuse, das drei japanische Jongleure darstellte. Es war in feiner Art ein Kunstwerk, und die Gräfin rief entzückt: „Wie reizend.“

Meggers erzählte, daß vor etwa zehn Jahren ein französischer Sealer draußen auf die Sandbank aufgelaufen sei. Bei sinkendem Wasser sei das Schiff geradezu auseinandergebrochen. Damals seien viele Gegenstände an die Hallig gespült worden.

Die Männer begannen plötzlich zu lachen. Und Meggers fuhr fort: „Eine Tonne Rum war auf Vorland gerollt und nachher ausgelaufen. Der Hültejunge behauptete, die Schafe hätten sich einen gehörigen Rausch angetrunken und wären wie toll auf der Hallig umhergetorkelt.“

„Muß ein hübsches Bild gewesen sein“, lachte Gräfin Karola.

Die Zeit bis zur Abfahrt verstrich schnell. Die Gräfin wollte dem Hültejungen ein Trinkgeld in die Hand drücken, er aber legte die Hände auf den Rücken, schüttelte unwillig den Kopf und sagte: „Ne.“

Die See war noch bewegt, aber ohne Mühe lenkten die Männer das Boot.

Auf der Deichbrücke des „Tanzenden Seehunds“ stand schon stundenlang Fräulein Bangett und blickte in höchster Unruhe auf die See hinaus. Sie hatte sich, trotzdem diese „bäuerlichen Menschen“ ihr eigentlich nicht appetitlich genug waren, von Frau Meggers einige wolllene Tücher geben lassen und stand mit so unwidelmäßigem Hals da, als leide sie an Mandelentzündung. Drüben

und Diphtheritis gleichzeitig. Endlich entdeckte sie das kleine Fahrzeug. Also hatte die Gräfin doch keinen Schiffbruch erlitten, ruhte nicht am Meeresgrunde und wurde nicht als triefende Leiche an den Strand gespült. Wie quälend hatte Fräulein Vangetts Phantasie gearbeitet in diesen Stunden ängstlichen Wartens.

Jetzt vergaß sie in ihrer Freude eine der drei durch Seewind drohenden Krankheiten, riß eines der drei mächtigen Bollentücher ab und schwang es grüßend.

Das Boot legte an, Monnne Herring half der Gräfin beim Aussteigen. Die Männer zogen das Fahrzeug höher auf den Strand und verankerten es.

Mit frischen Gesichtern und trohen Augen stiegen sie zur Deichbrücke hinan. Und Monnne hörte, daß die Gräfin ihrer Gesellschafterin zuflüsterte: „O, liebe Vangett, das war ein herrlicher Tag!“

„Sie meint es also doch so?“ dachte Monnne nachdenklich.

Die nächsten Tage waren wieder sonnenfeer und regnerisch. Der Seewind fuhr lärmend über den Deich und rüttelte Einlaß begehrend an Fenstern und Türen. Die Regentropfen schlugen ratternd gegen die Scheiben.

Fräulein Vangett saß in schlechtestem Raume in der Gaststube. Meggers hatte ihr eine nicht sehr saubere Lesezirkelmappe, die einmal wöchentlich von Brødbrø getaucht wurde, hingeshoben. Zuerst hatte die Gesellschafterin die zerlesenen Hefte mit den Fingerippen von sich gestoßen. Schließlich aber schlug sie mit verzweiflungsvollen Seufzern die Hefte auf. Die meisten hatten schon vor einem halben Jahre ihre Kulturreise in die Welt angetreten, als „neueste Chronik vom Tage“ wurde das winterliche Faschingtreiben in München beschrieben und Winterlandschaften gezeigt.

„Ja, ja, flüsterte Fräulein Vangett und fuhr dann lauter fort, „es ist auch ungemütlich kalt.“

Meggers, der die nörgelnde zimperliche Jungfer nicht mochte, rief ihr: „Sie sollten einen steifen Grog trinken, Fräulein, so'n recht steifen nördlichen Grog.“

Sie warf ihm einen vernichtenden Blick zu und blätterte, ohne zu antworten, weiter. In einer Beizchrift studierte sie eifrig die viele Spalten füllenden Stellenangebote und -angebote.

Ja, auch sie würde noch gezwungen werden, sich nach einer anderen Stellung umzusehen. Denn mit der Gräfin war es ja bald nicht mehr auszuhalten. Was einem da alles zugemutet wurde. Wie schön und beglückend könnte man jetzt auf Schloß Falkenhain in Thüringens herrlichen Wäldern sitzen, und nur weil die Gräfin plötzlich die unglaubliche Laune hatte, es an diesem schrecklich öden Strande schön zu finden, mußte man in den kahlen Kammern einer Landschenke hausen, hier in dieser widerlich grog- und teepunschduftenden Gaststube bei schmierigen Journalen hocken.

Nein, Fräulein Vangett war entschlossen, dieses entsetzliche Leben nicht lange mehr zu ertragen.

Jetzt trat Meggers, dieser außerordentlich indiscrete, taktlose Mensch, wieder an ihren Tisch und reichte ihr die Zeitung.

„Hier, die neueste Nummer des Brødbrøer Intelligenzblattes. Ist'n feiner Roman drin — die schöne Gräfin und ihr Verehrer — bin selbst gespannt, ob sie sich kriegen.“ Des Fräuleins Empörung wuchs. Aber, was sollte man solchen Leuten antworten; bei denen wäre jede Belehrung fruchtlos.

Und sie blätterte weiter in den Anzeigen der Beizchrift.

Unten im Stall wetteerte eine zweite Person über das verunreinigte Land hier oben und beschloß ebenfalls, diesen Aufenthalt sich nicht lange bieten zu lassen.

Er, der Anno 66 beim Brandenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 2, bei den „Schwarzlappigen“ gestanden, er, der als Rekrut der fünften Eskadron unter Leutnant v. d. Seydt die schneidige Attade vor Reichenberg mitgeritten, er, der in treuem herrschaftlichen Dienst ergraut war, sollte hier im Land des Regens und der Kleie versauern? Sollte sich von der Stallmagd aus-

lachen lassen, weil die dumme Gans seine Aussprache nicht recht verstehen konnte!

Weiß der Himmel, dem braven Rutscher saß die ehrliche Wut bis zum Hals, und nur aus Born sumnte er das alte Schlachtlied der „Schwarzlappigen“.

Der Seydt hat herzlich attackiert,
Riput hat sechse zusammen geschmiert.
Der Hauwisch schoß sich bras h'raus;
Ungarische Husaren reizen aus
Vor der fünften!

(Fortsetzung folgt.)



Das Feuer schürt der Wind, und löscht das Feuer wieder;
So kämpfet Leidenschaft die Leidenschaft danieder. Rückert.

Auf der „Kammer“.

Von Fritz Arens.

Als im Sommer 1914 die Mobilmachung unserer Armee in so überraschend glänzender Weise verlief, — überraschend wenigstens für unsere Feinde — als die ersten gewaltigen Siege Schlag auf Schlag folgten, da begann man bald, unserer organisatorischen Kraft laute Loblieder zu singen. Und das mit Recht, denn darin sind wir, um mit Fritz Reuter zu reden, unseren Gegnern „über“, sowohl was die „Richtigkeit“ als auch die „Fügigkeit“ anbetrifft. Dann aber erinnerte man sich der einzelnen Einrichtungen, die unsere Organisationskunst geschaffen hat, und so erhielt — auch wieder mit Recht — fast alles seinen Lobkinder, von den Eisenbahnen angefangen bis herab zur Gaskochkanone oder dem preussischen, eisenbenagelten Infanteriestiefel. So darf es nicht wundernehmen, daß man sich auch der „Kammer“ erinnert.

Unter Kammer stellt sich der Laie — besser gesagt der Zivilist — einen engen, kleinen Raum vor, der in Notfällen als Schlafraum, meistens aber zur Aufbewahrung von allerhand Gerümpel dient. Der Soldat verbindet mit dem Worte einen anderen Begriff. Er weiß, daß es sich meistens um einen großen, im obersten Stockwerk gelegenen Raum handelt, der unheimliche Schätze an Stiefeln, Hosen, Röden, Drillschlingtügen, Wäsche, Gewehren und Seitengewehren, Schuhen, Riemen usw. in sich birgt. Und der Soldat weiß ferner, daß ein Besuch der „Kammer“ und ein Gespräch mit dem Befehlshaber dieser märchenhaften Schätze nicht immer zu den angenehmsten Erinnerungen des militärischen Daseins gehört. Denn der Herrscher in diesem Reiche, der gestrenge Kammerunteroffizier, ist für jedes Stüd verantwortlich, und er wacht darüber mit Argusaugen. Dazu hat er auch alle Veranlassung und zwar umsomehr, ein je harmloseres Gesicht der Besucher aufsteht. Gar zu leicht kann es sonst vorkommen, daß irgend etwas „in Gedanken“ mitgenommen wird. Deshalb ist der Herr Kammerunteroffizier viel mißtrauischer als irgend ein Wachenkontrollleur.

Wenn man den Kammerunteroffizier oder irgendeinen seiner Helfer beim „Verpassen“ der Sachen beobachtet, so ist man nach wenigen Augenblicken über seine Kunst, eine große Zahl von Menschen einzukleiden, verwundert. „Herr Unteroffizier, diese Hose ist zu kurz für mich!“ „Wenn Sie erst einige Wochen hier sind, haben Sie sich so viel an den Füßen abgelaufen, daß diese Hose lang genug ist. Verstanden?“, ist die Antwort. Einem anderen paßt der Helm nicht. Der Unteroffizier nimmt ihn in die Hand, schwingt ihn durch die Luft und stülpt ihn dem Arglosen auf das Denkschädel. Wertwürdig, jetzt paßt der Helm. Jedenfalls entfällt sich der damit Beglückte jeder weiteren Bemerkung. Ganz robatiert wird der Gestrenge aber, wenn man irgend eine Sache von ihm verlangt. Dann ringt er die Hände, als wolle der Bittende den Weistand der preussischen Armee gefährden und empfiehlt dem Armsten mit schonenden, aber laut genug hervorgehobenen Worten eine intensive Mitarbeit. Jedenfalls sind alle darüber einig, daß man viel schneller aus der Kammer herauskommt, als man hineingegangen ist.

Nun aber im Kriege! Wohl nur wenige, die daheim geblieben sind, machen sich ein Bild von der gewaltigen Arbeit, die beim Einkleiden der vielen Tausenden zu leisten war. Immer wieder neue Scharen kamen an, Dicke und Dünne, Lange und Kleine, alle, alle wollten den Anzug haben, der

ihnen paßt. Und sie bekommen alle die richtigen Sachen. Eine unendliche Geduld gehört dazu. An solchen Einkleidungsstagen, an denen es auf der Kammer von Reuten wimmelt, würde mancher Zivilist nervös werden und aus dem Chaos hinausflüchten. Der eine verpaßt einen Rock, der andere Stiefel oder eine Hose, der dritte probiert einen Helm, ein anderer paßt einen Tornister, der dort winnert, weil die Schuhe zu groß sind usw. Inmitten dieses Lohwobohus aber steht der Kammerunteroffizier wie ein Fels im Meere und dirigiert das Ganze mit wenigen Worten. Auch hat der Krieg ihn total umgestreift. Die Zeit der „fünften“ oder „vierten“ Garnituren ist vorbei. Jeder, der ins Feld zieht, erhält einen funkelneuen Anzug. Das alte Reservistenkleid stimmt also nicht mehr, in dem es heißt:

Einen Anzug von der Kammer

Kriegt der Reservemann.

Aber ach, es ist ein Jammer,

Es ist kein heiler Flecken dran!

Vom Kopf bis zum Fuß wird der Feldsoldat neu eingekleidet. Und das nur mit den besten Sachen. Auch darin beruht eine der Hauptstärken unserer Schlagfertigkeit. Unsere Gegner, namentlich das perfide Albion, glaubten, uns mit der Abschneidung der maritimen Zufuhren besiegen zu können. Sie meinten, daß durch die Behinderung in der Versorgung mit Rohstoffen unsere Ausrüstung leiden würde, ebenso wie sie der Ansicht waren, im Hunger oder im Munitionsmangel Verbündete zu bekommen. Aber unsere Gegner haben die deutsche Kraft unterschätzt. Trotz der vielen Hunderttausende, die an die Front geschickt worden sind, trotz der noch immer erfolgenden Neueinstellungen haben wir keinen Mangel, sondern einen Überfluß an allem, was ein Heer braucht. Daß trotzdem kein Luxus getrieben wird, ist selbstverständlich bei der deutschen Gewissenhaftigkeit. Alles geht ebenso genau und exakt wie im tiefsten Frieden vor sich. Und vor allem mit derselben Ruhe. So hat die „Kammer“ auch ihren ruhmvollen Anteil an unseren militärischen Erfolgen. Diejenigen, die in der Front stehen, wissen das voll- auf zu würdigen, aber auch die in der Heimat Verbliebenen sollten die Arbeit derjenigen Soldaten, die auf der Kammer beschäftigt sind, nicht klein einschätzen. Bei einer Maschine muß jedes Rad funktionieren oder der ganze Apparat gerät ins Stocken. Die „Kammern“ aber bilden einen gar wertvollen Bestandteil unserer militärischen Organisation, und ein Lobeshymnus auf die fleißige, unermüdete, nordwärts- reißende Arbeit, die hier geleistet wird, ist sehr wohl am Platz.

(13.)



Aus der Kriegszeit.

Essad-Pascha, der letzte Balkanabenteurer. Als König Peter sein Band von den verbündeten Truppen der Zentralmächte erobert sah, floh er über die einsamen Berge des verlorenen Reiches nach Albanien, wohin ihn die letzten Trümmer seines Heeres begleiteten. Als König Nikita vor der Armee des österreichischen Generals Koewes die Waffen strecken mußte, schlug auch er den Flüchtlingspfad über die albanischen Berge ein. Serbien und Montenegro sind gefallen, der letzte Rest unserer Balkanfeinde ist in Albanien zum Epilog dieses Dramas versammelt. Der Fall von Skutari legte auch den Weg zu dieser äußersten Etappe des Balkankriegsschauplatzes frei. Wie die jüngsten Meldungen besagen, sind Durazzo und San Giovanni di Medua schwer bedroht und Essad-Pascha, der letzte Streiter auf dem Balkan, der letzte Abenteurer der Balkanpolitik, befindet sich mit seinen Truppen in verzweifelter Lage. Der Abenteurer, der seit Jahren die Unruhe auf dem Balkan unterhielt und ganz Europa beschäftigte, weiß auch diesmal die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken; allerdings, wie es scheint, zum allerletzten Male. Stets war der Balkan reich an Abenteurern; der romantischste, geschmeidigste Abenteurer aber war Essad-Pascha, der Albanier. Er war ursprünglich weder Räuberhauptmann noch eingekerkelter Diener eines staatlichen Gebildes, er war das Oberhaupt einer der vielen Stämme, in die das Albanienvolk sich gliedert, Oberhaupt der Familie der Loptani, deren Geschlecht in der Gegend von Durazzo lebte, herrschte und raubte. Essad aber, ebenso ehrgeizig wie vertwegen und verräterisch, stobte nach

Höherem, nach dem Glanz und der Macht eines Allein- herrschers. Aus der Verborgenheit der Berge um Durazzo begann er seine Umtriebe, die ihn zuerst mit der Türkei in Verbindung brachten. Er bediente sich seines Bruders Iskani, der in türkische Dienste trat, war selbst eine Zeitlang Führer der türkischen Gendarmerie und kehrte erst in seine Heimat zurück, als dieses Spiel infolge der Unvorsichtigkeit seines Bruders verloren war. Der Ausbruch des Balkankrieges im Jahre 1912 bot Essad willkommene Gelegenheit für neue Unternehmungen. Ohne von irgendwelcher Charakterfestigkeit beschränkt zu sein, kämpfte er gegen die Serben für die Türkei, die er noch vor kurzem aufs äußerste befehdet hatte. Er mobilisierte seinen Stamm und warf sich mit seinen Leuten in das bedrohte Skutari. Der dortige Gouverneur, Gassan-Nizi-Pascha, empfing zuerst diese willkommene Unterstützung mit großer Freude. Doch als die türkische Niederlage offenkundig ward, hielt Essad die Zeit für gekommen, sein Schicksal nach dem Winde zu drehen. Er erfuhr von der Absicht der Mächte, ein selbstständiges albanisches Reich zu begründen, und so erklärte er kurz entschlossen die albanische Autonomie und pflanzte seine eigne Fahne auf die Dächer von Skutari. Dies führte den schärfsten Gegensatz zwischen Essad und Gassan-Nizi-Pascha herbei. Der Schluß war, daß Essad den Gouverneur, zu dem er als Bundesgenosse gezogen war, zu einem Versöhnungssessen einlud, an dessen Ende Gassan-Nizi-Pascha durch zwei wohlgezielte Kugeln unbekannter Ursprungs niedergestreckt wurde. So wurde Essad aus dem Hause der Loptani zum wehrhaften Herrn des Larrabosch. Drei Monate lang hielt er dem Bombardement der Montenegriner und Serben stand, gegen die er mit solchem Feuer kämpfte, daß die Augen ganz Europas auf ihn gerichtet waren. Doch als ein internationales Flottenge- schwader Montenegro bedrohte, als die Serben und Montene- griner den Rückzug ergriffen und die Besatzung gerettet schien, überraschte Essad die Welt durch einen neuen Streich, indem er gerade in diesem Augenblick seine Stellung preisgab und in den unergründlichen albanischen Bergen verschwand. Er tat dies, um der Einsetzung des Prinzen von Wied als Herr- scher Albaniens erfolgreich entgegenarbeiten zu können. Doch der Verräter wurde selbst verraten und zwar von den anderen albanischen Stammesherrn, und so erschien der ge- sentigte Essad plötzlich wieder, um den Prinzen selbst in den Besitz von Albanien zu bringen. Er wurde Kriegsminister und verübte dann seinen vorletzten Streich, indem er gleich darauf vermöge seiner Stellung gegen den neuen Herrscher Front machte. So war Essad-Pascha zuerst Räuber, dann Führer der Gendarmerie, Diener der Türkei, hierauf ab- wechselnd Gegner der Türkei und Gegner der Christen, dann grimmiger Feind der Serben und Montenegriner — und schließlich im Weltkriege, verlockt durch den kriegerischen Glanz der Entente, wird er zum letzten Hort derselben Mon- tenegriner und Serben, gegen die er Skutari mit äußerster Mut verteidigt hatte. Der letzte Abenteurer sitzt am letzten Rande des feindlichen Balkan, und seine letzte Stunde ist ge- kommen. Wird er in dieser verzweifellen Wirnis auch diesmal sein persönliches Geschick zu retten wissen? Die allernächste Zukunft wird es weisen . . .

Der alte Fritz und das Meingeld. Die gegenwärtige Meingeldnot gemahnt an zwei Anekdoten, die über den alten Fritz in Umlauf sind. Es wird erzählt, daß der König einst in Potsdam über den Marktplatz ritt, just in dem Moment, als eine dicke Menge um zwei Streikende stand. Es han- delte sich um einen Bäder und einen Bauern, von dem der erstere Korn gekauft hatte, das er nicht der Verabredung ge- mäß halb in Munt und halb in Sechspfennigen bezahlen wollte, sondern bloß in letzterer Sorte. Der König wollte an Ort und Stelle höchstpersönlich den Handel schlichten und ermunterte den Bauer, doch darauf einzugehen, Geld sei schließlich Geld, und warum er denn die Sechspfennigen nicht nehmen wolle. „Ja“, sagte dann der Bauer kurz, „nimmst du se dann?“ (nimmt er sie denn?) Da blieb dem König nichts anderes übrig, als zu lachen und den Auftrag zu er- teilen, man möge dem berechtigten Wunsch des Bauern will- fahren. Als ein andermal der große König die Berliner Kunstkammer besuchte und sich auch das Münzkabinett zeigen ließ, verlangte er die schönste und prächtigste Medaille zu sehen. Als man sie ihm vorlegte, betrachtete der König sie lange; dann nahm er ein Sechspfennigstück aus der Tasche, legte es daneben und sagte: „Wirklich, diese Münze gefällt mir viel besser!“



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgebichte, Novellen usw.

* „Mein Herz, mein Land.“ Ausgewählte Gedichte von René Schidole. (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.) Lustig, geheimnisvoll, ekstatisch und oft von echter Leidenschaft durchdränkt sind Schidoles Verse auch diesmal. Wir merken auf, denn ein Eigener spricht, und wir lassen uns von ihm in das Land der Phantasie tragen. Volkstümlich wird der Dichter nicht werden, seine Gedichte sind anspruchsvoll, oft tief durchdacht, aber schwer und neulösend. Den Wenigen, die über Verse nachdenken mögen, werden sie Freude machen. C. S.

* „Deutscher Heldentod.“ Gedichte vom Opfermut im Felde und daheim. 1914–1915. Ausgewählt von Dr. Rudolf Krauß. (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.) Weil dieser Krieg ein Kampf ums Dasein für unsere Nation ist, in dem der Gelehrte Schulter an Schulter mit dem Arbeiter streitet, hat er eine Einigkeit und Spannkraft bei uns hervorgebracht, die die kühnsten Hoffnungen übertrifft. Dies zeigt sich auch erhehend in der Fülle herzengewarmer Dichtungen, die dem Dank und Gedenken unserer gefallenen Helden geweiht sind. Fern von aller kleinlichen Trauer wird darin das Heldentum unserer Krieger gefeiert und mit Seelengröße das bittere Leid getragen, das wir alle um unsere Gefallenen im Herzen fühlen. Es war ein guter Gedanke, die schönsten Lieder über deutschen Heldentod in einer Sammlung zu einen; sie wird ein Markstein bleiben von dauerndem Wert an Deutschlands schwerste, aber auch größte Zeit. M. v. L.

* „Das große Wunder.“ Roman von Richard Voß. (Verlag J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.) In diesem Roman will Voß, wie er es uns selbst im Vorwort mitteilt, den Typ einer „gewissen“ ästhetisierenden Jugend gestalten und uns die Wandlung und Läuterung dieses Typus im Krieg zeigen. Er bemüht sich, „seinen anfangs höchst unsympathischen Helden als Beispiel einer ganzen Gattung hinzustellen, einer Gattung, die durch das große Wunder des Krieges verwandelt ist.“ Leider sind aber diese Bemühungen dem Verfasser nicht gelungen. Trotz aller schaurigen, übrigens grundlosen Selbstbeschildigungen und trotz der schweren Anlagen des Verfassers, will uns der Typ des Helden nicht „höchst unsympathisch“ werden. Er bleibt doch ein guter Kerl, der fröhlich seine Millionenerbschaft genießt, seine Freude an Schönheit und Pracht hat und nur etwas zu sehr sich vor dem Stammmadel, den (nach Voß) wirklich Vornehmen, beugt. Um dieses leichte Augenbleiben zu fuhnen, läßt Voß seinen Helden im Kriege blind stochern und verleibt ihm dafür das große Wunder der Umwandlung, so daß der Blinde nun ein nützliches Mitglied der Menschheit werden will. M. Ch.

* „Kriegserzählungen eines alten Tambours“ von Edmund Hofer. (J. C. C. Bruns Verlag, Minden.) Der alte Tambour ist ein flotter Erzähler, er gibt uns Stücklein aus der guten, alten Zeit zum Besten, als die auch nicht gerade gut und friedlich war. Dem alten Schmerzwörter, dessen verwittertes Gesicht uns auf dem Denkblatt entgegenlacht, gefiel die Zeit auch sicher besser als dem friedlichen Bürger, ihm ist der Krieg Lebenselement, der Feind ein hochwillkommener Kampfesgenosse, er steht voll guter Laune und hat die Kraft, die vergangenen Tage und die vergangenen Menschen in seinen Plaudereien wieder lebendig zu machen. C. S.

Novellen und Romane.

* „Der Golem.“ Roman von Gustav Meyrink. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Ein wunderliches Buch ist dieser letzte Roman Meyrinks. Visionär und unzusammenhängend bildet er eine Reihe phantastischer, bizarrer Bilder, die, obwohl handlungslos, doch durch einen inneren Zwang zu einander gehören und in ihrer Gesamtheit einen rätselhaften Traum bilden, der in dem Judenviertel des alten Prag spielt, und in dem die Sage vom Golem spielt. Demgemäß sind auch die Personen keine Menschen von Fleisch und Blut, sondern unwirkliche, überfinnliche Gestalten, verschwommen, geheimnisvoll. Alles zusammen, ist das Werk ein reines Produkt einer reichen, starken, doch überbittigen Phantasie, dem E. A. Poe und E. Hoffmann wohl Vate gestanden haben. Doch nur in seltensten Fällen erreicht Meyrink seine Vorbilder. Während seine Vorbilder den Leser ergreifen und erschauern, verfehlt Meyrink ihn in Spannung und weckt seine Nerven auf. Während der Leser von Poe und Grusel-Hoffmann vollständig im Bann gehalten wird, und erst lange nachdem er das Buch weggelegt, sich zu gestehen mag, daß alles nur Spuk war, folgt er Meyrink freiwillig, merkt in den Bildern die Absicht des Verfassers ihn zu verblüffen und zum Staunen zu bringen, und findet sich nur schwer in seine Symbolik und philosophischen Träumereien hinein. Aber er folgt ihm doch willig, denn er ist „spannend“ im höheren Sinne des Wortes. M. Ch.

* Wilhelm Weigand: „Weinland.“ Novellen aus Franken. (München und Leipzig, bei Georg Müller.) Fünf in Ton und Stimmung verschiedenartige Geschichten werden durch den einheitlichen landschaftlichen Hintergrund zusammengehalten, sie spielen alle im Frankenlande bei Würzburg, wo der feurige Steinwein wächst und in den alten ummauerten Städtchen der Zauber der Vergangenheit durch die stillen Gassen geht. Gemeinsam ist ihnen auch die künstlerische Form, der echte Erzählerton mit seiner gesunden Wirklichkeitsfreude, der doch zu lyrischen Stimmungsbildern oder schalkhaften Intermezzi die Möglichkeit läßt. Eine verwandte Kunst findet man etwa bei Hans Hoffmann oder in Wilhelm Jensen's besten Sachen, nicht etwa, daß man dabei an literarische Anregung denken konnte. Denn Weigand schöpft ganz aus dem eigenen Innern einer tief gemütvollen Dichterseelen. Seine Naturstimmungen bereiten in der ersten Novelle ein in stiller Entfaltung abschließendes Liebesidyll vor, die übrigen Geschichten sind kräftiger gezeichnet, voll von prachtvoll derbem, aber auch phantastisch schweifendem Humor; auch eine literarische Satire findet sich dazwischen, die Schlußerzählung ließe sich am besten als Capriccio bezeichnen. Mit jenem stillen Lächeln, das sich der Dichter selbst als Lohn wünscht, dem Ausdruck wahrhafter Befriedigung und Bereicherung, legt man dies Geschichtenbuch aus der Hand. er.

* „Der japanische Garten.“ Roman aus dem Jahre 1914 von Georg Hirschfeld. (Berlin, Verlag Gebr. Paetel 1915. 288 Seiten.) Hirschfelds neuester Roman ist keine „literarische Tat“, nur ein einfaches beschriebenes Buch, das auch nur schlicht bewertet werden darf. Der Name des Verfassers ist in den ersten Reihen unserer Dichter zu finden und auch „Der japanische Garten“ wird seinen Platz zu behaupten wissen. Der Ort der Handlung ist München, Anfang August 1914, zu Beginn des Krieges. Wer selbst in München war zu jener Zeit, die lobende Begeisterung des Volkes, den tosenden Jubel beim Auszug der Truppen am Bahnhof mit erlebte, wer München kennt in all seinem Künstlerstreben und seiner Künstlernot, die Boheme draußen im äußersten Schwabing zu suchen weiß, der versteht, wie Hirschfeld mit dem biedereren kernigen Bohernvolk verfahren sein muß, um so treu und wahr erzählen zu können. Der Mittelpunkt des Romans ist die Pension einer Frau Beckelmann, in der fast nur Ausländer verkehren. Die Hauptpersonen sind die Brüder Germannshäuser, Altheiden durch und durch, eine Tänzerin, oder besser Tanz-Studierende, ein Künstler-Ehepaar Erb, prachtvolle kernige Menschen, Renne Neubrück, ein junges Mädchen, die nicht ganz glücklich gezeichnet ist und dem Verfasser wohl auch sichtliche Schwierigkeiten bereitet hat. Mit viel Kenntnis der zartesten inneren Regungen des überfeinerten Lebensmannes spricht Hirschfeld von den Brüdern und deren Liebe zur Tänzerin Nabel Wim, die gleich stark ist und doch so verschieden sich äußert. Beide sind so fest in den dämonischen Bann dieser niedrigen Frau verstrickt, daß sie alles opfern und schließlich immer tiefer sinken. Da kommt der Krieg und mit einem Schlage wandeln sich Menschen und Dinge. Aus müden gelangweilten Salonfiguren, die willenlos das Spielzeug ihrer und anderer Launen waren, werden Männer voll Kraft und Stolz, die wie Helden fürs Vaterland kämpfen und sterben. Der Schluß des Buches ist etwas dürrig und hält sich nicht auf der Höhe; es bleiben Lücken im Gesamtbild, die der Verfasser leicht hätte vermeiden können. M. v. L.

Zeitschriftenchau.

* Heft 7, das „Neujahrshft“ der bekannten „Deutschen Moden-Zeitung“ (Verlag Otto Wever, Leipzig) ist erschienen. Das reichhaltige Heft bietet in seinem Modeteil geschmackvolle und gediegene Vorlagen für die Kleidung der Erwachsenen und Kinder, zum Teil mit sorgfältig ausgeprobten Schnitt. Der Handarbeitsteil enthält Abbildungen von schönen und praktischen Arbeiten in allen Techniken, teilweise mit Mustervorlagen und erklärenden Einzelbildern. Der Befest. der sich durch lehrreiche und gemütvollen Aufträge auszeichnet, bringt in diesem Heft den Anfang eines spannenden Romans.

* Nr. 8 von „Licht und Schatten“ erscheint als „Lester Urn-Nummer“ und enthält 8 interessante graphische Originalarbeiten des Künstlers, hierzu einen Artikel von Lothar Brieger „Lester Urn und sein Werk“, ferner im literarischen Teil die Novelle „Die Frauen“ von Otto Hoff, die Skizzen „Die Stallwache“ von Hans Hahn, „Der Stärkere“ von Paul Alexander Schettler, sowie das Gedicht „Der sterbende Krieger“ von Lothar Brieger.